Bezahlt von: Christiane Heuwinkel (Bestellcode: EIXLAH2ITSGJIUZ8PCIPAZS)

Arbeit an der jüdischen Identität

Zum 80. Geburtstag von Gershom Scholem (6. XII. 1977)

»Mir erschien dieser Weg«, schreibt Gershom Scholem über seinen Weg aus dem Berlin seiner Kindheit und Jugend nach Jerusalem und Israel, »als sonderbar direkt und von klaren Wegzeichen erhellt, anderen — meine eigene Familie eingeschlossen — erschien er oft genug unbegreiflich, um nicht zu sagen, ärgerlich.« Das Vergnügen bei der Lektüre von Scholems Jugenderinnerungen *»Von Berlin nach Jerusalem«* (Suhrkamp 1977) rührt wohl nicht zuletzt daher, daß man in jedem Moment das Gefühl hat, hier hat einer eine klare Entscheidung gefällt, einen Standort bezogen, für den er sich nicht entschuldigen muß und von dem aus er ohne Wenn und Aber sprechen kann. Es ist die Frage, ob man die Katastrophe, die das Judentum in Deutschland und im von Deutschland beherrschten Europa ab 1933 traf, als Beweis für die Richtigkeit der Entscheidung Scholems, schon 1923 Deutschland zu verlassen, überhaupt anführen soll; ob der Ausbruch des Antisemitismus in dieser monströsen, alle Vorstellungskraft sprengenden Form kommen *mußte*, scheint mir nicht ausgemacht. Aber wach, sensibel und stolz spürte der junge Scholem schon zwei Jahrzehnte vor der Katastrophe etwas, das er den »Selbstbetrug der Assimilation« nannte, die Selbsttäuschung eines Judentums, das seine Tradition und Identität als Volk vergessen und verdrängen wollte und das doch bei aller Bereitwilligkeit zum »Aufgehen« im Deutschen auf ein — immer prekäres — Wohlwollen seiner Umgebung angewiesen blieb; ein Wohlwollen, das gar nicht dem Judentum der Juden, sondern gerade der Tatsache galt, daß sie keine mehr sein wollten; ein Wohlwollen zudem, das jederzeit revozierbar war, wie die Geschichte dann überdeutlich zeigte.

Das Sich-Selbst-Verleugnen, die Selbstdemütigung, die im Assimilationsversuch steckte, erkannte der junge Gerhard Scholem überaus scharfsichtig. Daher die Wendung seines Gelehrtentums in eine verdrängte, von einem rationalistischen Judentum selbst geschmähte oder verleugnete Tradition seines religiösen Denkens, in die jüdische Mystik nämlich. Daher die Wendung seines Lebenswegs aus Deutschland ins alte neue Land, nach Palästina. So ist es zu verstehen, wenn Scholem wiederholt schrieb, der Entschluß, 1923 sein Leben und seine Arbeit mit dem Aufbau eines neuen gesellschaftlichen und geistigen Lebens in Jerusalem zu verknüpfen, sei eine »moralische Entscheidung« gewesen. Scholem urteilt gewiß nicht hart und rechthaberisch über Entscheidungen, die anders verliefen. Aber die Schicksale anderer Angehöriger der Familie Scholem, denen die Assimilation selbstverständlich war und denen Zionismus wie Sozialdemokratie gleichermaßen als »deutschfeindliche Umtriebe« galten, sprechen für sich. Zwei von Scholems Brüdern zum Beispiel trafen andere Entscheidungen: *Werner Scholem*, Sozialdemokrat und späterer kommunistischer Reichstagsabgeordneter, wurde 1940 in Buchenwald ermordet; *Reinhold Scholem* wanderte 1938 nach Australien aus und bezeichnete sich noch in den sechziger Jahren als »Deutschnationaler« — auf die Frage, wie er dies nach Hitler noch sein könne, kam die auf ihre Weise ebenfalls stolze und zugleich irrwitzige Antwort: »Ich werde mir meine Anschauungen doch nicht von Hitler vorschreiben lassen.« In welche schwierigen Fragestellungen und physischen Bedrohungen auch Gerhard Scholems Leben in Palästina später gekommen sein mag: durch seine Entscheidung, sich ganz dem jüdischen Neuaufbau im alten Land anzuschließen, geriet jedenfalls seine per-

Bezahlt von: Christiane Heuwinkel (Bestellcode: EIXLAH2ITSGJIUZ8PCIPAZS)

sonale und geistige Identität nicht in solch furchtbare Zerreißproben.

Auch seine Existenz als Forscher erhielt eben dadurch Impetus und Perspektive, daß er durch seine Tätigkeit an der Hebräischen Universität, seit 1925, seine Arbeiten auf dem Gebiet der jüdischen Mystik auf den Aufbruch beziehen konnte, der zugleich der Entdeckung der Vergangenheit seines Volkes wie dem Aufbau seiner Zukunft galt. Anders gesagt: Seine Studien gerieten durch ihre Einbettung in eine durch eine kühne Idee beflügelte Bewegung zu etwas mehr als Antiquarisch-Philologischem; er tat mehr und er konnte auch jeden Augenblick das Gefühl haben, mehr zu tun, als nur ein Gebiet der Religionsgeschichte aufzuarbeiten. Vielmehr scheinen mir seine Schriften zur Kabbala — wenn ich dies als einer, der nicht Hebräisch spricht und kein Religionshistoriker ist, richtig sehe — immer auch von dem Bewußtsein getragen, daß hier bei aller korrekten Philologie und zugleich ohne nationale Romantik Entscheidenderes geschehe als nur Antiquarisches: nämlich Arbeit an der Rekonstruktion der historischen Identität eines Volkes, das die seine verloren hatte und — jedenfalls soweit es sich zum Zionismus bekannte — unter Reflexion auf seine Tradition sich eine neue Identität zu geben entschlossen war.

Das rührt an zentrale Probleme des Zionismus und von Scholems Auffassung davon; eine Auffassung, die sich wohl an manchen Punkten erheblich vom offiziellen Zionismus in Vergangenheit und Gegenwart — sofern dieser seinerseits je eindeutig formuliert worden ist — unterscheidet, zugleich jedoch in ihren differenzierten und äußerst spannungsreichen Paradoxa die naturgemäß höchst widerspruchsvollen innersten Kräfte und Wandlungen des Zionismus zu reflektieren versucht. Den Entschluß, ein jüdisches Gemeinwesen zu begründen, aus dem dann später, ohne daß dies unmittbare Absicht und absehbar war, der Staat Israel wurde oder werden mußte, deutet Scholem mehrfach als einen *»utopischen« Rückzug der Juden in ihre eigene Geschichte und Existenz«* — eine großartige Formel, die zugleich die Verschränkung von Kontinuität *und* Neubeginn, von Fortsetzung oder besser: Wiederaufgreifen einer Tradition *und* Revolution bezeichnet. Vieles, was heute in Israel geschieht, ist eigentlich nur die praktische Ausfaltung dieses Grundparadoxons, bis hin zu den Kämpfen um eine laizistische oder religiöse Auffassung von diesem Staat und bis zu der schwierigen Frage, in welchem Verhältnis denn Erbe und Gegenwart der jüdischen Diaspora zu dem neuen Staat Israel zu stehen hätten.

Scholems Votum — es ist in seinem Erinnerungsbuch nur angedeutet, an anderer Stelle, in manchen Aufsätzen der drei Bände *»Judaica«*, auch in englischsprachigen Publikationen genauer entfaltet — lautet wohl, daß auf jeden Fall der jüdische Staat nicht auf der puren Ratio und der praktischen Notwendigkeit gegründet sein könne, vielmehr zur Rekonstruktion und Weiterentwicklung dessen, was man die jüdische Identität nennen könnte, die umfassende Erforschung und Kenntnis auch der Kabbala als eines wichtigen Teils der historischen Physiognomie des Judentums gehöre — der Kabbala als eines tradierten Korpus von Schriften, die voller Reflexe des immer neu sich interpretierenden Judentums sind. »Wird das Volk des Buches noch etwas mit dem Buch anfangen können? Von der Antwort auf diese Frage hängt die Existenz dieses Volkes noch weit entscheidender ab als von den Wechselfällen der Politik«, schrieb Scholem 1975 über sein Verhältnis zur Bibel. Ähnliches denkt er und hofft er auch für das Ernstnehmen der Kabbala als eines Schriftkorpus, dem er für das Überleben dieses Volkes eine fast ebenso große Rolle zuweist wie den klassischen Dokumenten des rabbinischen Judentums. Was bedeutet, daß man die Inaugurierung der Wissenschaft von der Kabbala, Scholems

Bezahlt von: Christiane Heuwinkel (Bestellcode: EIXLAH2ITSGJIUZ8PCIPAZS)

nicht hoch genug einzuschätzende Leistung, ihrerseits ebenfalls als einen »utopischen Rückzug« bezeichnen könnte, unternommen in der Gewißheit und zugleich der inbrünstigen Hoffnung, daß die alten Schriften etwas enthielten, was sowohl Historie wie Zukunft seines Volkes erhellen könnte.

Des Paradoxons seiner eigenen Existenz als des historisch-kritischen Erforschers der jüdischen Mystik, an die er doch nicht in dem Sinn glauben kann wie ein »Kabbalist«, ist sich Scholem durchaus bewußt. Dies zeigen seine »Zehn unhistorischen Sätze über Kabbala«, die mit den Sätzen beginnen: »Die Philologie einer mystischen Disziplin wie der Kabbala hat etwas Ironisches an sich. Sie beschäftigt sich mit einem Nebelschleier, der als Geschichte der mystischen Tradition des Korpus, den Raum der Sache selbst umhängt, ein Nebel freilich, der aus ihr selber dringt.« Doch zu diesen Worten des skeptischen und ganz verschwiegen doch tief religiösen Philologen Scholem muß man wohl auch stellen, was er einmal George Steiner wie nebenbei, nachdrücklich und fast unwillig zugleich sagte, welchen Wahrheitswert er denn nun eigentlich den seltsamen Gegenständen seines Forschungsinteresses zumesse: »Eines weiß ich, jenseits allen Zweifels. Die Kabbalisten, die Mystiker wußten etwas, was wir nicht wissen.« Das sind keineswegs mystische Worte, sondern nur die diskreten Andeutungen des Metaphysikers Scholem, der dem Neugierigen nicht ersparen will, sich statt maulaufsperrend-gläubiger Hinnahme eines Spruches aus berufenem Munde der Mühe zu unterziehen, sich selbst einen Vers auf die Kabbala zu machen. Die Worte sagen aber auch, daß zumindest für den Juden, der sein Judentum nicht mehr verleugnen will, die jüdische Mystik entscheidend teilhaben kann an der Rekonstruktion seiner Identität, wenn man diese nicht verkürzt und pragmatistisch eng faßt.

*

Scholems Stellung im heutigen Israel ist für einen Europäer schwer einzuschätzen. Sicher gehört er zu den hoch geehrten Wissenschaftlern seines Landes, und nicht umsonst war er der dritte Präsident der Israelischen Akademie der Wissenschaften. Doch er begegnet auch Mißtrauen, eben als skeptischer Philologe, der kein Mystiker ist, ja der auf der Wichtigkeit einer Strömung religiösen Denkens insistiert, das in erheblicher Spannung zum rabbinischen Judentum steht. Und schließlich sind da die jungen Israeli, die sich mit ihrem Volk nicht vermittels religiöser Traditionen, sondern eher durch seine Leidensgeschichte identifizieren und Scholem mit distanziertem Respekt wie ein intellektuelles Monument betrachten, als jemanden aus der »Gründergeneration«, der sehr ›spiritualistische‹ Konzeptionen vom Judentum und vom Staat Israel hat. Scholems Haltung zu solchen Einschätzungen ist, wie man Andeutungen in Gesprächen entnehmen darf, die einer ironischen und hoffnungsvollen Gelassenheit: er setzt darauf, daß ein junges Nationalbewußtsein, im Moment voll besetzt mit dem Gedanken an die praktische Verteidigung des Staates, fast zwangsläufig verkürzt sein muß auf nationalistische Übertreibungen und auf ein Alltagsbewußtsein, das kaum Spielraum hat für umfassende historische Reflexionen.

Scholem sagt selbst, daß er vor allem in den Vereinigten Staaten und in Frankreich ein größeres Publikum hat als in Israel oder gar in Deutschland. Was Deutschland betrifft — wie könnte es anders sein? Doch zu den Paradoxa von Scholems Existenz gehört, daß in seinen Schriften, die weder Apologetik noch versteckt demütige Rechtfertigung der Existenz des jüdischen Volkes mehr nötig haben und, während oder nach jener Katastrophe erschienen, endgültig besiegelten, es habe keine deutsch-jüdische Symbiose, kein »im Kern unzerstörbares jüdisch-deutsches Gespräch« gegeben — darauf besteht Scholem illusions-

Bezahlt von: Christiane Heuwinkel (Bestellcode: EIXLAH2ITSGJIUZ8PCIPAZS)

los, fast hart auch für die Vergangenheit — daß eben durch diese Schriften sich für junge Deutsche nach der Katastrophe die Möglichkeit eröffnet hat, vom Judentum Kenntnis zu nehmen. Und dies in einem doppelten Sinn. In seinen wissenschaftlichen Schriften tritt uns eine jüdische Tradition entgegen, die die jüngeren Deutschen mit einer neuen Freiheit und Unbefangenheit aufnehmen können. Beim Lesen von Scholems Schriften über seine Freundschaft mit Walter Benjamin aber — sie dürfte für manchen jüngeren Leser die erste Bekanntschaft mit Scholem bedeutet haben — sowie nun beim Lesen seiner Jugenderinnerungen bietet sich die Chance, über Menschen etwas zu erfahren, die einst — in einem wie instabilen und problematischen Sinn auch immer — zu den Deutschen gehörten und diese Zugehörigkeit mit dem Leben büßten oder ihr in freiem Entschluß entsagten. Scholems Buch *»Von Berlin nach Jerusalem«*, geschrieben mit konziser Sachlichkeit und einer trockenen Ironie, die nicht ohne Bissigkeiten ist, ist ein Geschenk, das er uns zu seinem 80. Geburtstag am 6. Dezember gemacht hat; es ist nicht zuletzt auch ein kleines Denkmal, das Scholem in vielen Porträts von deutschen Juden, einwandernden, auswandernden und ermordeten *seiner* Generation gesetzt hat — einer Generation, die für ihre Anpassungsfähigkeit bloß bestraft wurde oder für ein neues, genuin jüdisches Leben sich entschied (oder später zu dieser Entscheidung gezwungen wurde). So gesehen, ist Scholems Buch auch ein unendlich melancholisches Buch.

Jetzt bin ich in Versuchung, eben diese Qualitäten des Buches durch Anführung von Anekdoten, die Aufzählung von Namen bedeutender und unbedeutender Gestalten, von Salman Schasar bis Martin Buber, von Samuel Joseph Agnon bis Werner Kraft, von Erich Fromm bis Otto Flake, zu belegen und zu rühmen. Aber da Gershom Scholem vor kurzem noch in einem Brief schrieb, er fühle sich »ausgezeichnet«, und da er ein so kräftiges und die Möglichkeiten klarer deutscher Prosa so wunderbar demonstrierendes Buch wie eben *»Von Berlin nach Jerusalem«* geschrieben, also den Bitten um seine Autobiographie so erfolgreich entsprochen hat, möchte ich seinen Geburtstag zum Anlaß für weitere Bitten um Bücher nehmen. Denn da bleibt einmal sein Leben von 1925, als er Dozent für Kabbala in Jerusalem wurde, bis zur Gegenwart zu beschreiben; und es gibt sicher genügend Menschen in Deutschland, die mehr davon wissen wollen, wie Scholem die geistige wie auch grimmig-politische Konkretion des »utopischen Rückzugs« des jüdischen Volkes in seine, in eine auch politische Geschichte sah und sieht: zwischen den Arabern auf der einen Seite und auf der anderen Gestalten wie Martin Buber, David Ben-Gurion und Menachem Begin, welch letzterem doch seine Sympathie kaum gehören kann. Ich weiß, daß Scholem meint, diesen Teil seines Lebens nur in hebräischer Sprache schreiben zu können. Beharrt er darauf, so möchten wir wenigstens eine deutsche Übersetzung eines Buches lesen können, dessen Sprache — wie man von Israelis hört — dieselbe Disziplin und Dichte hat wie die seiner deutsch geschriebenen Bücher.

Zum andern ist da Franz Kafka, zu dessen Werk Scholem nicht zuletzt in dem zehnten Abschnitt seiner »Zehn unhistorischen Sätze über Kabbala« Bemerkungen gemacht hat, die darauf hindeuten, daß ihm manche Gedanken Kafkas einer »häretischen Kabbala« entsprungen scheinen. Wer deutet uns den möglichen jüdischen Gehalt der Schriften Kafkas, wenn nicht Gershom Scholem? Und schließlich denke ich an seine jahrzehntelange Beschäftigung mit der jüdischen Unterwelt. Ein Spaziergang, ein Gespräch mit ihm erbringt die herrlichsten Anekdoten aus diesem — wie Scholem sagt — »Stockwerk« des jüdisch-deutschen und nicht nur jüdisch-*deutschen* Zusammenlebens, das sich ebenso wie im

Bezahlt von: Christiane Heuwinkel (Bestellcode: EIXLAH2ITSGJIUZ8PCIPAZS)

»Salon« auch auf niedrigen Etagen abspielte, und bis heute abspielt. Wir wüßten gerne mehr darüber von jemand, der das Tabu nicht zu scheuen braucht, das über der Geschichte der jüdischen Unterwelt vom späten Mittelalter bis ins heutige Frankfurt und die heutigen USA (solche Städte- und Ländernamen sind gewiß unverdächtig aus Scholems Mund) liegt. Kann man einen Gelehrten, einen Menschen angemessener ehren, als indem man weitere Bücher von ihm erwartet, erbittet?

Jörg Drews

Fritz J. Raddatz über Heinrich Heine

Was ein ›Sachbuch‹ ist, wird man nicht leichthin entscheiden wollen, nachdem doch der literaturwissenschaftlichen Diskussion die Abgrenzung von *fiction* gegen *non-fiction* zu Recht fragwürdig und ›Realismus‹ ein für die Charakterisierung jeglicher Art von Kunst reklamierter Begriff geworden ist. Mit der Kennmarke ›Sachbuch‹ jedenfalls belegt man heute wohl auch eine der ältesten und nobelsten Gattungen der Literatur: die Biographie, die Monographie. Mit wie fraglicher Berechtigung, erhellt aus dem Umstand, daß zur Zeit zwei der bedeutendsten Erzähler der deutschsprachigen Belletristik ihre Kunst einem Sachbuch haben zugute kommen lassen, und der Erfolg ist groß: Adolf Muschg hat einen *Gottfried Keller* geschrieben, und Wolfgang Hildesheimer einen *Mozart*. (Bemerkenswert übrigens, daß beide Bücher verzichten auf die Tradition des helfenden und interpretierenden Untertitels.) Wie immer man diesen Fall deuten mag, ob man ihn symptomatisch sehen und in ihm eine Tendenz sich abzeichnen lassen will — gewiß scheint mir, daß hier der Versuch gemacht wird, auch das eigene Tun, seine Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen in dem Bemühen um eine bestimmte Figur und die mit ihr gegebene Thematik genauer zu erfahren. Es geht in Satz und Gegensatz, in Zuneigung oder Abwehr, in Einvernahme oder Abkehr auch — auch! — um die eigene Arbeit, um deren Erprobung, Rechtfertigung, Infragestellung, und um Bilanz.

Das Durchprobieren eigener Möglichkeiten am gegebenen Modell, das also mag ein hintergründiges Motiv für die Arbeit an einem solchen Gegenstand sein — und natürlich nicht die scheinbar oder anscheinend wahrgenommene Chance einer Annäherung oder gar Identifizierung von Personen, Werken und Tagen. Öffentlich, vor kritischer Zeugenschaft vollzogene Variationen über ein Thema, eine strenge Kunstform, und das Thema selbst muß einer schon kennen, wenn er als Leser die Möglichkeiten verstehen will, wie sie sich im Variieren offenlegen. Wem es um die kontinuierlich verfahrene Darstellung von ›Leben und Werk‹ in der Zeit geht, wer Daten und Fakten will in geordneter Menge und Reihung, der muß nach anderen Büchern greifen, solchen, die zu Recht ›Hilfsmittel‹ heißen. Was hier vorliegt, ist eher Hohe Schule, und verlangt vom Leser, daß er so etwas wie die höhere absolviert habe.

II

»Heinrich Heine über Ludwig Börne« — dieses Buch Heines mag man durchaus in der Tradition solcher Art von ›Sachbuch‹ sehen. Vielleicht Heines persönlichstes, vielleicht sein den Autor am weitesten aufschlüsselndes und aufschließendes Werk und in seiner Gebrochenheit, Ironie also, nicht von ungefähr ein von Thomas Mann hochgerühmtes Buch. Wenn Gutzkow sich empörte über die Namenanordnung im Titel und ihren